Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 8

Artikel: Zeitschrift als Macht : am Beispiel der "Edinburgh Review"
Autor: Bondy, François
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163100

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

François Bondy

Zeitschrift als Macht

Am Beispiel der «Edinburgh Review»

«Judex damnatur cum nocens absolvitur», «Der Richter ist verurteilt, wenn der Schuldige freigesprochen wird.» Unter dieses strenge Motto stellte sich im Oktober 1802 eine neue Dreimonatzeitschrift, deren Initianten vier junge, ehrgeizige Männer in Edinburgh waren, drei Juristen, ein Theologe. Dass aus dieser Gründung in einer Provinzstadt des Nordens die erfolgreichste, langlebigste Zeitschrift des 19. Jahrhunderts werden sollte, ahnten sie nicht: es waren Francis Jeffrey, Francis Horner, Henry Brougham, die drei Juristen, und Sidney Smith, der später Kanonikus der St.-Pauls-Kathedrale in London wurde – damals waren freilich Jeffrey und Brougham bereits Lords, und Horner war nur wegen seines frühen Todes die Krönung seiner politischen Laufbahn, die Ernennung zum Premierminister, entgangen.

The Edinburgh Review – eine Zeitschrift dieses Namens hatte es schon 1755 und 1756 gegeben, als die Schotten David Hume und Adam Smith zu den kühnsten und originellsten Denkern Europas zählten. Adam Smith selbst gehörte der Redaktion an. Die neue *Edinburgh Review* von 1802 war zunächst auf Zeitvertreib und auf kurze Frist angelegt. «Ich fürchte, wir haben die für uns günstige Flut verpasst», schrieb Francis Jeffrey, «wir sind für ein Jahr den Buchhändlern verpflichtet, und müssen die Review durchschleppen, nehme ich an, um auf unsere Kosten zu kommen, doch sehe ich voraus, dass wir alle verstreut sein werden, bevor ein weiteres Jahr hingegangen ist.» Francis Horner, einer der vier Initianten, nannte *The Edinburgh Review* eine «Sache zeitweiliger Unterhaltung und nebensächlicher Beschäftigung», und ihr fleissigster Mitarbeiter Henry Brougham meinte, es sei «nicht viel besser als eine Zeitvergeudung». Das Blau des Umschlags war jenes der Uniform George Washingtons, das Charles James Fox als die Farbe der Whigpartei adoptierte.

Zu den berühmtesten Mitarbeitern der ersten Jahre gehörte der Romancier Walter Scott, der als Konservativer von den liberalen Thesen und vom skeptisch ironischen, unfrommen Ton der Zeitschrift abgestossen wurde, später sein Abonnement zurückgab und einem Freund schrieb, die Abonnenten der *Edinburgh Review* fielen nunmehr ab wie welke Blätter. Scott gründet *The Quarterly Review* als Gegenspielerin zur Rechten, wie Jahrzehnte später John Stuart Mill die *Westminster Review*.

Doch ist es Zeit uns zu fragen, wie ein publizistisches Unternehmen von solcher weltweiten Resonanz, von so dauerhaftem politischen und literarischen Einfluss – die *Edinburgh Review* erschien bis 1915 – hier im «fernen Norden» entstehen konnte. Im Negativen haben die Begründer hervorgehoben, dass es wichtig war, sich von den Klüngeln und Intrigen der Londoner Literaten fernzuhalten und eine grössere Perspektive zu bewahren. Im Positiven war es das Bestehen von Debattierklubs und wissenschaftlichen Gesellschaften in Edinburgh, in denen alle wissenschaftlichen und politischen Neuheiten aufmerksam verfolgt und diskutiert wurden, was der Zeitschrift den Boden bereitete; Sidney Smith, Francis Jeffrey nahmen an den Debatten solcher Gesellschaften wie namentlich «The spec», der «Spekulativen Gesellschaft» teil. Für die spätere Zielrichtung der Zeitschrift ist bezeichnend, dass in der «spec» 1791 zur Diskussion gestellt wurde, ob sich aus der französischen Revolution für die Menschheit mehr Vorteile oder mehr Nachteile ergeben hätten, und dass in der Abstimmung nach der Debatte alle Stimmen für die These des «Vorteils» abgegeben wurden. Allerdings hatten die Tories diesen Klub damals schon verlassen.

Die «Review» entstand als ein Hobby ehrgeiziger junger «Whigs», die allgemeine und persönliche Gründe hatten, manches in der Provinz Schottland faul zu finden – so zum Beispiel, dass ein der Whigpartei nahestehender Anwalt keine einträglichen Prozesse bekommen konnte, weil Dundas, der absolutistische politische Führer, als strenger Tory herrschte; so die unliberalen Scheinwahlen ins Parlament, durch die ganz Schottland ein grosses «rotten borough», ein käuflicher Wahlkreis, war, so die Abneigung der jungen Liberalen gegen solche Missstände wie die Verweigerung des Rechtsbeistandes für Angeklagte, die eines Kapitalverbrechens bezichtigt wurden, so die Todesstrafe für kleine Diebe, und so – fortan stetiges Anliegen der *Edinburgh Review*! – die politische Rechtlosigkeit der Katholiken.

1799 klagte Francis Jeffrey seinem Bruder: «Man ist hier ganz begraben unter einer grossen Zahl von Männern redlichen Ehrgeizes und gemässigter Erwartungen, und es ist ziemlich notwendig, dass ein grosser Mann oder ein grosser Zufall einen herausholt und bekannt macht.» Er spielte damals mit dem Gedanken, die Jurisprudenz aufzugeben, sich auf orientalische Literatur zu spezialisieren und Vorträge in Indien zu halten.

Zunächst arbeiteten Redaktion wie Mitarbeiter nur für die Ehre. «Alles Gentleman und nichts Bezahlung.» Doch setzte der Verleger Constable dem Redakteur Jeffrey nach dem Blitzerfolg der ersten Hefte eine Gage von 300 Pfund aus. «Ein monströses Bestechungsgeld in meiner Lage», sagte Jeffrey. Zum erstenmal in der Geschichte der Zeitschriften wurden Mit-

arbeiter anständig honoriert, mehr noch, sie wurden verpflichtet, das Honorar anzunehmen, damit es keinen Unterschied zwischen adligen «Amateuren» und bürgerlichen «Professionellen» gebe. Sie erhielten bis zu 20 Guineen für den Bogen. 2 Guineen war damals das übliche. Als einmal ein Mitarbeiter sich über ein Honorar beschwerte, legte Jeffrey aus eigener Tasche 10 Guineen dazu mit dem Wort: «Auch Schäbige sollen uns nicht der Schäbigkeit zeihen können.»

Die Auflage der vor allem in London sensationell verkauften Zeitschrift ging von weniger als 1000 bis zu 11000, dann 13000 zu einer Zeit, in der in Grossbritannien mit etwa 800000 Lesern insgesamt zu rechnen war. Jeffrey nahm an, dass auf jedes Exemplar drei Leser kamen und die Review schliesslich 50000 Leser erreichte. Ihre Auflage war zeitweilig höher als die der einflussreichsten Tageszeitung *The Times* – ein Umstand, der uns die Macht der Zeitschriften jener Epoche nicht nur als Ausdruck einer Elite, sondern einer «Masse» verdeutlicht, und zugleich den Unterschied zur Gegenwart, in der ein solches Auflageverhältnis zwischen Zeitschrift und Zeitung nicht mehr vorstellbar ist.

Landedelleute, deren politische Neigung den Whigs und dem Liberalismus zuwiderliefen, konnten sich, sofern sie über Fragen der Bildung mitreden wollten, nicht leisten, die *Edinburgh Review* zu ignorieren.

Von einem Adligen wird allerdings berichtet, dass er im Zorn ein Heft der Review auf die Strasse warf, damit «Menschen und Tiere darauf treten», Pamphlete gegen die *Edinburgh Review*, an denen es nicht mangelte, hatten Titel wie «Der Stinktopf der Literatur».

Die *Edinburgh Review* war niemals nur ein ideologisches Organ für Gleichgesinnte. Jeffrey wollte die öffentliche Meinung nicht schroff herausfordern. John Stuart Mill sagte später, der Missstand mit den Periodika sei, dass sie sofort Erfolg haben müssten und daher die schon vorgefasste Meinung ihrer Leser ausdrückten. Doch ist in der Geschichte der *Edinburgh Review* ein strikter Konformismus durchaus nicht die Regel gewesen. Auch war die *Edinburgh Review* keineswegs Vorläuferin etwa des «Kursbuches», um eine auflagestarke Quartalszeitschrift unserer Zeit zu nennen, eher schon der *New York Review of Books*, die vierzehntägig in Zeitungsformat erscheint und ihre Meinungsaufsätze fast immer in Form langer Rezensionen von Neuerscheinungen bietet, und unter Monatszeitschriften eindeutig der englische *Encounter* – der Historiker Dennis Brogan hat im Vorwort zu einer Anthologie von *Encounter*-Beiträgen diese Verwandtschaft hervorgehoben.

Das Motto «Der Freispruch der Schuldigen verurteilt den Richter» wurde erst angenommen, nachdem ein erster Vorschlag als zu frivol abgelehnt worden war, nämlich der Wahlspruch «tenui musam meditamur

avena». «Wir füttern unsere Muse mit spärlichem Hafer» – ein Wahlspruch, der auch heute noch recht schottisch anmutet.

Für den Humor, den die Gründer der *Edinburgh Review* kennzeichnete und der zu den Voraussetzungen ihres Erfolges gehört, ist bezeichnend, was Sidney Smith 1789 geschrieben hat – zitiert wird es von John Clive, Verfasser des Buches «The Scotch Reviewers» über die ersten dreizehn Jahre der *Edinburgh Review*, ein Buch, dem ich das meiste für dieses Portrait verdanke, namentlich auch die Hinweise auf die lesenswertesten Beiträge und auf die Literatur über die «Review» wie über Francis Jeffrey. Hören wir nun Sidney Smith über Edinburgh:

«Ich liebe diesen Ort über alle Maassen und kann nicht umhin, zu meinen, dass er für einen literarisch interessierten Menschen die wünschbarste Lage auf der Insel einnimmt. Er vereint gute, liberal geführte Buchhandlungen mit der Anwesenheit gelehrter Männer, die keinem anderen System als der Wahrheitssuche huldigen, mit einer vorzüglichen, allgemeinen Gesellschaft und mit grossgewachsenen, gesunden Jungfrauen von freundlichem, angenehmem Wesen mit weissen schwellenden Brüsten, ferner haben wir Ufer, die das Meer bespült, die romantische Grösse der Antike, die Wunder der Neuzeit und unbegrenzte Mengen von Sauerstoff.»

Goethe las die *Edinburgh Review* wie er später *Le Globe* las, und Stendhal schrieb: «Ich bin ganz *Edinburgh Review*.» Madame de Staël meinte, wenn man einem Wesen aus einer anderen Welt den menschlichen Geist auf seiner höchsten Höhe zeigen möchte, solle man ihm die *Edinburgh Review* geben. Ein Urteil, das um so bemerkenswerter ist, als die *Edinburgh Review* sich für die Anerkennung von Napoleons Europa und für den Frieden mit dem Kaiser aussprach, was Napoleons Gegnerin kaum billigen konnte.

Der Historiker Macauley, später ein Hauptmitarbeiter, bekannte, er habe die Beiträge der Zeitschrift wieder und wieder gelesen und sich daran gebildet. (Der genannte John Clive hat auch ein Werk über Macauley verfasst.) Der spätere Aufstieg zu Rang und Macht der Mitarbeiter – Brougham zum Beispiel wurde Lordkanzler – hatte nicht nur mit der Begabung dieser ehrgeizigen Männer zu tun, sondern vermutlich mit dem Prestige, das ihnen die Verbindung mit der Revue einbrachte. Die Behinderung der Talente in Schottland, sich unmittelbar in der Politik, an den Universitäten, im Anwaltsstand durchzusetzen, hatte Energien in die Zeitschrift gelenkt, hatte ihr auch den kämpferischen Ton gegeben.

Im Jahr 1813 veröffentlichte die *Edinburgh Review* einen Index ihrer ersten zehn Jahre als Buch. Es werden dort drei Verlage angegeben, Constable in Edinburgh und zwei Londoner Häuser, die sich in die lukrative Aufgabe teilten. Unter dem Stichwort «Frankreich» sind in diesem Register

mehr als vier enggedruckte Seiten, während England mit drei Seiten, Schottland mit weniger als einer Seite auskommt. So haben also französische Probleme diese Zeitschrift in ihren ersten zehn Jahren häufiger beschäftigt als diejenigen des eigenen Landes. Auch ist es nicht von ungefähr, dass der schon erwähnte erste Beitrag ein französisches Buch über die Ursachen der französischen Revolution auf zwanzig Seiten diskutiert. Die Briefwechsel, die Memoiren jener Zeit bestätigen, dass die französische Revolution das ständige allgemeine Thema der englischen Intelligenz war. Selbst das Interesse engagierter Zeitschriften unserer Epoche an der russischen Revolution und ihren Folgen ist kaum so intensiv und so extensiv gewesen wie die Diskussion der französischen Ereignisse in der *Edinburgh Review*, die immerhin mit einer grossen englischen Partei verbunden war und sich vor allem der Sache britischer Reformen verpflichtet fühlte.

Das sind allerdings Jahre, in denen auch bescheidene Reformwünsche als «Jakobinismus» diffamiert werden konnten und Intellektuellen gesagt wurde, ihr Eintreten für neue, humanitär klingende Ideen würde genau wie in Frankreich in Blut und Terror enden. Genau darum geht es in jenem ersten Beitrag. Ein gewisser Jean-Jacques Mounier hatte in einem in Tübingen französisch gedruckten Buch nachweisen wollen, dass die Philosophen, die Freimaurer, die Illuminierten an der französischen Revolution keine Schuld trügen. Jeffrey gibt den Inhalt des Buches ausführlich wieder, rühmt den Fleiss und die redlichen Absichten des Verfassers, widerspricht ihm aber aufs entschiedenste.

Man müsse unterscheiden zwischen Wirkungen und Folgen, die die Aufklärer nicht gewollt und nicht vorausgesehen hatten, und der These, dass ihre Schriften gar keine Wirkung auf die öffentliche Meinung gehabt hätten, was Jeffrey absurd nennt. Es fehle Mouniers Überlegungen an Tiefe, sie liessen die Revolution in weitestem Mass unerklärt. Mit den Schrecken der Revolution hatten die Aufklärer freilich nichts zu tun – ausgenommen wird hier der von Jeffrey verurteilte Jean-Jacques Rousseau, ausgenommen auch Condorcet, den später jedoch die *Edinburgh Review* hoch gerühmt hat. Die Gefahr, dass die Denunzierung von Missbräuchen zu neuen Übeln führe, sei nicht zu verkennen, aber auf Kritik an Missbräuchen zu verzichten, sei dennoch unzumutbar und widersinnig. Mounier will die Aufklärer vor dem Odium der Schreckensherrschaft schützen, indem er sie für einflusslos erklärt, Jeffrey ehrt die Aufklärer, indem er ihren Kampf für gerecht und wirkungsvoll hält, aber sie zugleich von den unerwünschten geschichtlichen Folgen entlastet. Es sei, so schreibt er, wie wenn man den Architekten eines grossartigen Bauwerkes daraus einen Vorwurf machen würde, dass ein Erdbeben stattgefunden habe.

Gegenüber Napoleon wird die *Edinburgh Review* zum Organ der «ap-

peaser», wenn dieser moderne Ausdruck verwendet werden darf; die *Edinburgh Review* glaubt, so lange es geht und vielleicht noch ein wenig länger, an die Möglichkeit der friedlichen Koexistenz Englands mit Napoleons kontinentalem Imperium, entfernt sich darin sogar – was Jeffrey sonst vermied – von der allgemeinen Stimmung, die hinter Napoleons Gegner William Pitt stand, während sogar Fox erklären musste, es sei nicht möglich, den Franzosen zu trauen und ihre Verhandlungsmethoden zu akzeptieren.

Doch ist in dieser Frage, wie auch in anderen die *Edinburgh Review* nicht durchaus konsequent – eben darin für uns ein Spiegel der Zeit, jenes «spirit of the times», der oft auf ihren Seiten beschworen wird und den erst die amerikanischen Zeitschriften unserer Jahre als «the Zeitgeist» verfremdet haben. Noch 1814 schreibt die *Edinburgh Review*, die späteren Historiker würden Bonaparte ganz anders einschätzen, als es derzeit die englischen Gazetten täten, aber 1815, nach Napoleons endgültiger Niederlage, weiss die «Review» nicht mehr, was sie gestern geschrieben hatte und urteilt nunmehr: «Napoleon erschien uns immer als der verderblichste und hassenswerteste Tyrann, ohne Gefühle, ohne Ehre, und so erscheint er uns immer noch.» Treue Leser, die die Hefte der *Edinburgh Review* gesammelt hatten, mochten da den Kopf schütteln, aber in «bewegten Zeiten» wandeln sich die Meinungen schnell. Ausserdem prägten verschiedene Temperamente und Interessen der Mitarbeiter – Brougham hatte auch politische Verbindungen mit den Torys – die einzelnen Beiträge. Fast noch krasser ist der Gegensatz zwischen einem Aufsatz über das Gleichgewicht der Mächte, worin die Teilung Polens ausdrücklich gebilligt und sogar als ein Glück für das zur Selbstregierung unfähige Volk bezeichnet wird, und im Jahr darauf einer scharfen Kritik an Gentz, der diese «abscheuliche und verurteilenswerte» Teilung Polens gutgeheissen habe. Hier geht das Vertrauen auf die Vergesslichkeit der Leser ziemlich weit.

Konsequent war die *Edinburgh Review* von Anfang an in ihrem Kampf für die Abschaffung des Sklavenhandels und ihrem Einsatz für die von ihr entscheidend geförderte African Institution, die sich diesem Anliegen widmete. Doch wird ein heutiger Leser genau an diesem Punkt Überraschungen erleben – und zwar gleich im ersten Heft, im Beitrag über die Krise der Zuckerkolonien. Die *Edinburgh Review* – Verfasser des Beitrags ist Brougham – nimmt Partei für die französische Expedition und erklärt, das Niederwerfen des schwarzen Aufstandes sei das überragende gemeinsame Interesse Europas und der Zivilisation. Die Sklaverei soll hier wiederhergestellt werden, von ihr unterschieden wird jedoch der streng verurteilte Sklavenhandel. Und, so seltsam es uns berührt, darin ist eine Art Logik. Denn eine Unzufriedenheit der Schwarzen auf den «Zuckerinseln» Westindiens wird von der «Review» für verständlich erklärt. Der Sklavenhan-

del, der den schnellen Ersatz für die gestorbenen Sklaven lieferte, unterstützte die Grausamkeit der Besitzer. Versiege einmal diese Zufuhr, so würden die Besitzer gezwungen sein, ihre Sklaven menschlicher und vernünftiger zu behandeln und daher nicht mehr Anlass für Aufstände geben. Doch wie immer die Gründe – es handle sich hier um einen Krieg der Barbarei gegen die Zivilisation. Hier ist zu zitieren:

«Die Existenz eines unabhängigen Staates welcher Art auch immer in Westindien ist mit der Sicherheit der andern Inseln unvereinbar wie mit der Aufrechterhaltung ihrer kolonialen und provinziellen Beziehungen.» Es herrsche «Gefahr der Ansteckung»; statt einer europäischen Gemeinschaft werde es da eine «ungemischte Nation von Afrikanern» geben. Die Neger seien die Anarchisten, «der innere Feind». Gegen sie sei die Allianz zwischen Frankreich, Spanien, Holland, England am Platz. «Wir fürchten jene Philanthropie, die am anderen Ufer des Atlantischen Ozeans nur den Wilden, den Mulatten, den Sklaven hätschelt. Durch die Fahrt über den Atlantischen Ozean wird der Äthiopier weder seine Farbe wechseln noch sich zivilisieren, noch seine Gewohnheiten des Nichtstuns ablegen und Neigung zur freiwilligen Arbeit entdecken.» Die Arbeitsbedingungen auf den «Zuckerinseln» seien mit der Freiheit der Schwarzen unvereinbar. Die gesicherte Zufuhr von Zucker war schon damals ein britisches Politikum! Der Kampf im Namen eines aufstrebenden Mittelstandes der neuen industriellen Gesellschaft gegen aristokratische Privilegien und für freie Bahn den Talenten, und der Kampf gegen Aufstände in den Kolonien, die europäischen Besitz bedrohten – das ist bürgerliches Bewusstsein, wie es Friedrich Engels, später Karl Marx in England erfahren und untersucht haben.

«Frühbürgerlich» ist auch, wenn man will, der klare Realismus in der Schilderung der Lage der Arbeiter. Für die *Edinburgh Review* ist die Arbeitsteilung die Voraussetzung allen Fortschrittes. Jeffrey nennt das Proletariat eine Klasse, die «kaum das Minimum an Subsistenz durch ihre Arbeit erreicht». Der Arbeiter sei oft kaum besser dran als der gewöhnliche Wilde. Zugleich aber polemisiert die «Review» gegen alle Wohlfahrtsordnungen, die «faule Arbeiter» unterstützen. Malthus, der nicht nur vor Übervölkerung, sondern vor jeder Verhätschelung der Arbeiterklasse warnt, ist ein massgebender Mitarbeiter der *Edinburgh Review*. Doch ist Brougham 1812 Verteidiger von acht radikalen Arbeitern in Manchester und erreicht ihren Freispruch. Die Stellung der Zeitschrift gegenüber den politischen Vorrechten des adligen Grundbesitzes und der grossen Familien ist zwiespältig. Einmal wird das Vorhandensein einer Schicht, die sich Musse leisten kann, als die Grundlage der schöpferischen Kultur anerkannt. «Viele müssen in erblicher Opulenz oder Mittelmässigkeit leben können,

damit es Musse genug gibt, um die Schönheiten der Poesie zu geniessen.» Von den Amerikanern wird geschrieben, sie gingen so ganz in Geschäften auf, dass sie deshalb keine nennenswerte Literatur haben könnten – ihre Generäle seien Schnapsbrenner, ihre Obersten Gastwirte. Andere Male jedoch wird die müssige Klasse als ein Übel geschildert und die «Review» erklärt sich als Ausdruck der neuen Mittelschichten und ihrer Moral – obzwar sie wiederum mehr skeptisch im Sinn des 18. Jahrhunderts ist und später mit dem Utilitarismus verbunden, als dass sie für den Methodismus und die Ethik dieses neuen Mittelstandes Sympathie hätte. Die Whigs selber sind zunächst eine Partei von Landedelleuten – manche Einsicht in die neue Industriegesellschaft ist eher bei den Tories zu finden gewesen, schon vor Disraeli. Ohnehin besteht weder gesellschaftlich noch politisch eine so schroffe Trennung zwischen zwei Lagern – hier Tory dort Whig. Das beweist auch die politische Laufbahn führender Mitarbeiter der «Review».

Jeffrey selber sah die «Review» als eine politische Zeitschrift, obgleich sie grundsätzlich nicht in Tagespolitik hinabsteigen, sondern sich an die hohen Prinzipien politischer Philosophie halten sollte. 1815 schrieb Jeffrey an Horner: «Vielleicht wäre es besser gewesen, uns mehr an allgemeine Ansichten zu halten, aber in Zeiten, wie wir sie erlebt haben, war es unmöglich, sie nicht mit engeren Fragen zu vermischen, wie sie sich selber vermischten.» Immerhin schrieb Jeffrey an Walter Scott, die *Edingburgh Review* stehe auf zwei Beinen der Literatur und der Politik, doch sei die Politik ihr rechtes Bein.

Da ist es um so bemerkenswerter, welche Rolle die Zeitschrift im literarischen Gespräch gespielt hat, wieviele Werke über die ästhetischen Kriterien Jeffreys geschrieben wurden, über das Verhältnis der «Review» zur Lake School, zu den Romantikern um Wordsworth, Southey und Coleridge –, darunter übrigens auch ein deutsches Buch von 1908. Jeffrey war persönlich von Wordsworths Dichtung hingerissen, aber er tadelte ihn in der «Review» aufs schärfste und begann die Kritik an seinen Gedichtsammlungen mit dem Satz: «*This will never do*», *So geht es nicht*. Die neue industrielle Zivilisation ist ausschliesslich positiv zu werten. Die neuen Dichter konnten ihre Leser des Mittelstandes durch ihre Zweifel verwirren. So stellte dann Jeffrey seinen privaten Geschmack hintan, um in seiner öffentlichen Funktion die verderblichen Poeten zu verurteilen, damit er im Sinn des Mottos der «Review» nicht schuldig werde. Es darf von unerträglichem Kritikerhochmut gesprochen werden, wenn in einer solchen Rezension gesagt wird, der Poet – es war Southey – habe sich nicht gewandelt, obzwar ihm doch in der «Review» bereits entschiedene Vorhaltungen gemacht worden seien. Doch hat die *Edinburgh Review* diesen neuen Dichtern

soviel – zuweilen auch rühmende – Aufmerksamkeit gewidmet, dass sie dennoch mit dieser neuen Literatur verbunden erschien. Wenn es ein Missverständnis Stendhals war, in der *Edinburgh Review* einen Bannerträger der Romantik zu sehen – es ist bemerkenswert, dass dieses Missverständnis bei diesem Leser möglich gewesen ist. Auch darf nicht vergessen werden, dass Jeffrey die kalt rationalen neoklassischen Dichter ablehnte und neben Shakespeare die anderen Elisabethaner würdigte, namentlich John Ford, obgleich er es fertig bringt, dessen Stück «Schade, dass sie eine Hure ist» zu rühmen, ohne den anstössigen Titel zu nennen. Für den Einfluss Jeffreys auf literarischem Gebiet ist kennzeichnend, dass sein Beitrag «Ästhetik» in der British Encyclopedia an die 40 Jahre, noch bis zur Ausgabe von 1875, gedruckt wurde. René Wellek teilt das in seiner Geschichte der Literaturkritik mit und nennt Jeffrey mit allen seinen offenkundigen Borniertheiten doch einen «echten Kritiker».

Was warf Jeffrey den neuen Dichtern vor? «Kapriziöse Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft.» Statt dass sie die Herrlichkeiten der Zivilisation bewundern, brüten sie über die Unordnungen, die mit dem Fortschritt verbunden sind. 1807 werden als Leser solcher Poesie «halbgebildete Weiber, kränkliche Kaufleute und verliebte Stifte» genannt.

Im dritten Heft wird eine posthume Ausgabe von Schriften Lichtenbergs mit einigen Vorbehalten hoch gerühmt, zugleich aber wird beklagt, dass der «vortreffliche Lessing den weniger achtbaren Schauspielen von Schiller, Kotzebue und Iffland den Weg geebnet» habe. Nunmehr würden Werke aus dem Deutschen übersetzt, die lasterhaft seien und die den Ehebruch, den Selbstmord propagierten. Und Jeffrey hat ‹Wilhelm Meister› als «miserables Machwerk» verrissen.

Merkwürdig, dass in der Heimat David Humes Immanuel Kant so wenig beachtet wird; der einzige ihm gewidmete Aufsatz in den ersten zehn Jahren der *Edinburgh Review* resümiert eine französische Darstellung von Kants Philosophie.

Was ist es eigentlich, das aus Francis Jeffrey einen so unvergleichlichen Animator gemacht hat? Walter Scott gab ihn den Mitarbeitern der *Edinburgh Review* als Beispiel für die Kunst, auch die langweiligsten Beiträge lebensvoll und interessant zu machen. Jeffrey verwandle auch die unverkäuflichste Ware in eine, die durch Geist anzieht. Jeffrey verlangte von seinen Mitarbeitern, nicht nur das Wichtige und Richtige zu schreiben, sondern originell, geistreich, überraschend zu sein. Mit andern Worten, er verlangte Talent; wo es mangelte, gab er es selber dazu, denn er behielt sich das souveräne Recht vor, das auch seine berühmtesten Mitarbeiter nicht anfochten, die Beiträge umzuschreiben, zu kürzen, zu verändern, ihnen

eigene Betrachtungen hinzuzufügen, um sie eingängiger und lesbarer zu machen. Jeffrey war intolerant gegen Langeweile, und man wagt sich kaum vorzustellen, welche heutige Zeitschrift vor diesem Redaktor Gnade gefunden hätte. Auch Beiträge der *Edinburgh Review* über Themen, die uns nicht berühren, sind lesbar geblieben wegen dieses Humors, dieser Sprunghaftigkeit, dieses «spleen», dieser Lust an geistreicher Polemik, manchmal, wie bei Macauley, an boshafter Akribie.

Wenn ein Verfasser zu viel Gebrauch von Ausrufezeichen macht, wird ihm erklärt, das sei eine Waffe des Druckers, nicht des Autors. In der Besprechung einer gedruckten Predigt wird geschildert, wie diese Schrift ihren Rezensenten in tiefen Schlaf versetzt habe, aus dem ihn seine Freunde nur mit Mühe und nach Entfernung des schädlichen Gegenstandes zu wecken vermochten. Die Zeitschrift sollte möglichst nur Aufsätze veröffentlichen, die der Leser beim erstenmal begreift und dennoch mehrere Male lesen mag.

Jeffrey wird uns oft von Zeitgenossen geschildert. George Ticknor beschreibt ihn als einen «kurzen festen Herrn mit einem sehr roten Gesicht, schwarzem Haar, schwarzen Augen, mit der Rastlosigkeit eines Irrlichts», seine Haltung wirke so zufrieden, sein Schritt so leicht, dass die Gedanken an die Würde und Strenge der *Edinburgh Review* in die Flucht geschlagen werde. Carlyle schildert Jeffreys schottischen Akzent, seine je nachdem schneidende oder gurrende Stimme und schrieb: «Alles in allem ist er mehr ein Universalgenie als irgendwer in unserer Epoche.» Constables Partner wiederum nannte ihn «einen Block reinen Marmors, die Hauptsäule des Tempels», und wünschte, «der Herr möge dem Verlag und dem Land Mr. Jeffrey lange erhalten». Es sei nochmals betont, dass ich diese Zitate John Clives Recherchen verdanke.

Francis Jeffrey bereiste zwischen 1813 und 1814 Amerika und schrieb vom Schiff seinem Stellvertreter Thomas Thomson, er sollte die gute Sache weiterführen, «für die ich mit beispielhafter Hingabe gelebt und geblutet habe. Lassen Sie die arme Revue nicht sterben, bis ich zurückkehre, sofern menschliche Anstrengung sie am Leben erhalten können.» Nun, sie starb nicht und konnte im Oktober 1902 ihr Zentenar feiern.

Allerdings nimmt um die Mitte des Jahrhunderts der Einfluss der Vierteljahresschriften ab. Niemand hat mehr die Geduld, so lange auf ein massgebendes Urteil über Neuerscheinungen, über ein Ereignis zu warten. Die Zeitschrift wird vom führenden zum komplementären Medium der Publikation.

Zu Beginn habe ich Vergleiche mit gegenwärtigen Periodika angedeutet. Ich will es zum Schluss nochmals tun. Es ist eigenartig, dass die Quartalsschrift *Contrepoint*, eine französische Neugründung, so schnell Beachtung gefunden hat, weil sie geistreich, polemisch und verständlich geschrieben ist, was bei französischen Zeitschriften nicht mehr die Regel war.

Eine Betrachtung über die Welt der Zeitschrift gestern und heute war nicht beabsichtigt. Dieses Thema habe ich im Juni 1970 in einer Beilage des «Börsenblatts des deutschen Buchhandels» behandelt. Eingekreist zwischen den Sonntagausgaben der Zeitungen, den Wochenschriften einerseits, den aktuellen Taschenbüchern anderseits, mag die Zeitschrift heute nicht mehr die Rolle erstreben können, die sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte.

Doch ist soziologisch argumentierender Fatalismus vielleicht nicht das letzte Wort. *The Edinburgh Review* hat sich nicht nur durchgesetzt, weil sie Ausdruck einer neuen, aufstrebenden Klasse war, sondern weil sie interessant, talentiert geschrieben wurde, mit Witz, Phantasie, Kurzweil, mit viel Konsequenz und einiger Inkonsequenz. Die Gabe, über schwierige Themen lesbar und unterhaltend zu schreiben, ohne dabei das Niveau zu opfern, die Leistung der Redaktoren – allen voran des ersten, Francis Jeffrey – das sind Faktoren, die nicht unbedingt zeitgebunden sind. Jeder einzelne Erfolg von Zeitschriften in unserem Jahrhundert hatte etwas vom Sonderfall, vom Glücksfall, war unvorhersehbar. Die Lektüre früher Jahrgänge der *Edinburgh Review* hat mich nicht mit der Gewissheit «So ginge es nicht mehr» zurückgelassen, sondern – allen Wandel der Gegebenheiten berücksichtigend – dennoch eher mit der Frage: «Warum eigentlich nicht?»

MARKUS KUTTER / MANFRED MEZGER / KLAUS HARPPRECHT

Beherrschung der Sprache – Beherrschung durch Sprache

Theologie, Werbung, Politik waren die drei Gebiete, auf denen in einer Podiumsdiskussion im Zürcher Stadthaus dieses doppelte Thema erörtert wurde. Die drei Teilnehmer – der Theologe Prof. Manfred Mezger (Universität Mainz), durch viele Veröffentlichungen bekannt, der Schriftsteller und Werbefachmann Manfred Kutter (u. a. mit Max Frisch Verfasser von «Achtung: die Schweiz») und der Bonner Publizist und Mitarbeiter Willy Brandts, Klaus Harpprecht (von dessen Büchern die Amerikadarstellung «Beschädigte Paradiese» genannt sei) – haben sich bereitwillig den von den Veranstaltern vorgeschlagenen «Hausaufgaben» unterzogen. Dadurch ist ein vom Zerreden be-